

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 204.

Samstag, 29. Juli

1933.

Als Ines aus Leningrad kam

Roman von Maria Renée Daumas

9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Michahelles hatte sich eigentlich immer über eine kleine Ungezogenheit seines Mädels oder einen dummen Streich seines Jungen gefreut, und wenn er wirklich einmal da und dort gezwungen gewesen war, zu strafen, so hatte er es im Interesse der Disziplin und der Erziehung getan, dem Betreffenden zur Warnung und Lehre, aber ohne inneren Zorn, froh, daß die Kinder in all dem Trübsinn seines Hauses doch junge, natürliche Menschen geblieben und nicht unfrohe und vermiderte Treibhauspflänzchen geworden waren.

„Wie kannst du bei den Beiden das Verständnis für deine eigenen Gefühle voraussetzen, Leonie“, sagte er mit sanftem Tadel; „sie sind doch beide noch Kinder.“

„In Ines werde ich hoffentlich eine Freundin finden. Sie ist doch ein erwachsener Mensch, während Dora —“

Da sah man von weitem das Schiff kommen, die russische Flagge vorn am Bug.

Die an der Landungsbrücke Stehenden drängten sich näher heran, und Frau Michahelles begann plötzlich so heftig zu zittern, daß ihr Mann den Arm um sie legen mußte, um sie zu stützen.

Immerhin dauerte es noch eine geraume Weile, bis das Schiff wirklich anlegte und bis es dann endlich die Ankömmlinge verlassen durften.

Man hatte gegenseitig ein Erkennungszeichen verabredet, aber auch ohne dieses hätte Leonie Michahelles die Tochter sofort erkannt und Ines die Eltern nach den Bildern, die sie von ihnen besaß.

Leonie klammerte sich an den Arm ihres Mannes, ihr Gesicht war fast von durchsichtiger Weiße, als Ines, der Webner den Arm nicht gereicht hatte, auf sie zuschritt.

„Ines!“

„Mama!“

Einen Augenblick lang sahen sich die beiden Frauen in die Augen, — dann neigte sich Ines stumm über die Hand der Mutter und drückte einen Kuß darauf, — Mütterchen Katja hätte sie sicher beim Wiedersehen umarmt, ihr Gesicht mit tausend Küßen bedeckt, — diese elegante, feine Dame hier mit dem schönen, blassen Gesicht war ihr eine gänzlich Fremde; sie staunte fast ein wenig, als die sie jetzt mit beiden Armen umschloß, und als sie bebende Küsse auf ihren Wangen, ihren Lippen, ihren Augen fühlte.

„Oh, daß du endlich da bist, meine Ines, — mein geliebtes Kind!“ stammelte die Mutter.

Und das Mädchen fühlte plötzlich etwas wie Scham oder Gewissensbisse darüber, daß die Freudenäußerungen keinen Widerhall in ihrem Herzen weckten.

Sie fühlte in diesem Augenblick nichts als eine tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit; sie wollte sich selbst einreden, sie wisse nicht weshalb, und sie war sich doch wohl bewußt, daß es der nahe Abschied von dem Ge-

fährten dieser Tage und dieser Reise war, der sie bedrückte.

Michahelles berührte leicht den Arm seiner Frau, sie blickte zu ihm auf und schob ihm Ines zu.

Auch er schloß nun die Tochter bewegt in die Arme. „Sei willkommen, mein Kind.“

Dann wandte er sich an ihren Begleiter.

Die Männer begrüßten einander, und auch Leonie reichte Webner stumm die Hand, fast ohne ihn zu sehen; sie hatte nur Augen für die Wiedergesundene.

„Darf ich Sie bitten, zunächst zu unserem Wagen und dann mit uns ins Hotel zu kommen“, sagte Michahelles zu Webner. Seine Stimme war belegt; das Wiedersehen mit seiner Tochter hatte ihn doch auch einigermaßen erregt.

Immer wieder mußte er die Tochter ansehen. Sie glich seiner einstigen jungen Frau, aber vielleicht war sie noch schöner geworden, die Figur noch ebenmäßiger, das Gesicht noch lieblicher, die Augen noch tiefer und sprechender.

„Verzeihung“, sagte Alfred Webner zögernd, „ich möchte nicht stören . . .“ Aber ein Blick aus Ines' Augen ließ ihn verstummen; deutlich las er darin, daß sie sein Bleiben, sein Mitkommen herzlichst wünschte.

Und auch Michahelles protestierte sofort lebhaft.

„Aber selbstverständlich! Kommen Sie nur, wir müssen doch den Retter unseres Kindes kennenlernen.“

So schritten sie zum Auto, das ein wenig abseits wartete. Frau Michahelles hatte den Arm in den der Tochter gelegt, es war, als wollte sie deren körperliche Nähe keinen Augenblick mehr missen, und gerade als sie anhub zu sprechen, um Ines abermals zu versichern, wie glücklich sie sei, sie endlich bei sich zu haben, fiel ihr Blick zur Seite, und sie gewahrte ihre beiden anderen Kinder, die halb neugierig, halb trotzig dieses Wiedersehen der Eltern mit der großen Schwester beobachtet hatten.

Vielleicht regte sich in diesem Augenblick doch ihr mütterliches Gewissen. „Ja, warum kommt ihr denn nicht her, eure Schwester zu begrüßen?“ sagte sie leicht tadelnd.

„Sieh, Ines, das sind Dora und Robert, deine Geschwister.“

Dora lächelte ein wenig starr, ohne Freundlichkeit, und reichte der älteren die Hand.

Ines aber bot ihr den Mund zum Kuß.

Das Mädchen gefiel ihr, sie wünschte, eine Gefährtin in ihr zu finden, und als sie dann dem Jungen die Hand entgegenstreckte und ihn gleichfalls küßte, wurde der Feuerrot.

„Dummes Gelübbe von den Mädels“, dachte er, als der Kuß ihn brannte.

Später aber, als er Dora einen Augenblick allein sprechen konnte, raunte er ihr zu:

„Sie sieht nicht bössartig aus, scheint aber nicht gerade übertrieben begeistert von uns allen und von

diesem Wiedersehen zu sein wie Mama von ihr — wollen mal sehen, wie sie sich weiter anläßt — den Frost kriegt sie aber jedenfalls ins Bett.“

Michahelles war froh, als er die ganze Gesellschaft im Auto untergebracht hatte. Frau Leonie saß neben der Tochter und hielt ihre Hand, als fürchte sie noch immer, daß sie ihr abermals entrisen werden könnte.

Aber Ines' Augen suchten Webner; trotz der Liebe, die sie hier umgab, fühlte sie sich fremd. Der Mann dagegen, der Rußland, Mütterchen Katja und Alexander Alexandrowitsch kannte, schien ihr wie ein Stück Heimat; und wenn er von ihr gehen würde, würde sie sich gewiß noch einsamer fühlen.

„Wie war die Reise?“ fragte jetzt Michahelles, vielleicht nur, um das Lastende des Drudes, der über allen in dieser Wiedersehensstunde lag, einigermaßen zu heben.

„Oh, danke“, sagte Ines, mit ein wenig hartem Sprachklang, der ihr vom vielen Gebrauch der slawischen Sprache eigen war, es war das erstemal, daß sie sprach. „Die Reise ging recht gut vorstatten — Herr Webner hat sehr gut für mich gesorgt“ . . . und ihre Augen grüßten in Dankbarkeit den Mann, der ihr Freund geworden war in diesen Tagen.

„Und ich soll auch viele Grüße bestellen von Mütterchen Katja.“

Einen Augenblick herrschte Schweigen im Wagen. Dann wiederholte Frau Michahelles:

„Mütterchen Katja? Ach, das ist die Katharina Seleskoff, die du so nennst.“ Und sie seufzte. „Geht es ihr gut?“

„Sie wird wohl jetzt sehr einsam sein, wenn ich fort bin“, sagte Ines.

Frau Leonie lehnte sich in die Polster zurück. „Sie wird sehr einsam sein, sagst du?! Aber was war ich denn, Ines, in all diesen Jahren?“

Das Mädchen fühlte, daß es etwas Unbedachtes gesagt hatte, und daß die Frau neben ihr irgendwie litt.

Da streichelte sie über ihre Hand. „Arme Mama“, sagte sie freundlich, „du hattest ja aber noch Dora und Robert; Mütterchen Katja jedoch hat nun niemanden mehr.“

Wie Kälte legte es sich um das Herz der Frau und trübte diese erste Stunde des Wiedersehens.

Es war gut, daß in diesem Augenblick der Wagen vor dem Hotel hielt; denn Michahelles hatte bei den Worten seiner Tochter Qualen ausgestanden, weil er wußte, wie sie auf seine Frau wirken mußten.

Die Familie bewohnte mehrere Zimmer im Hotel, und in einem gemeinsamen Wohnzimmer, das die Liebe der Mutter zum Empfang der Tochter über und über mit Blumen geschmückt hatte, nahm man dann gemeinsam ein kleines Festmahl ein.

Aber obwohl die Herren Michahelles und Webner sich redlich Mühe gaben, die Stimmung ein wenig zu heben, blieb diese doch gedrückt; denn allzu still und ernst gab sich Ines, zu deren Empfang diese Gesellschaft hier versammelt war, und Frau Michahelles war trotz aller Freude in selten wehmütiger Stimmung; irgend etwas in der Art der Tochter hatte sie enttäuscht; vielleicht fühlte sie instinktiv, daß diese nicht mit dem Herzen hier war. Es war dasselbe wie mit ihren Briefen, sie fühlte, daß etwas Fremdes zwischen ihnen stand. Die beiden Kinder aber waren noch immer verlegen — vielleicht fühlten sie sich fehl am Ort, zurückgesetzt am Tisch der Eltern, um dieser Fremden willen, und das erhöhte natürlich nicht ihre Sympathie für den Vogel, der da in ihr Nest geflogen war.

Bald nach dem Essen brach Webner auf; er sagte, er wolle noch den Abendzug nach Berlin erreichen, um von da aus nach seinem Heimatsort zu gelangen, während die Michahelles' erst am nächsten Morgen im Wagen heimkehren wollten.

Man bot auch jetzt Alfred an, mitzureisen, aber er lehnte bestimmt ab; er fühlte sich nicht wohl in dieser Stimmung und wollte fort.

Er hatte dann noch eine kurze geschäftliche Unterredung mit Michahelles, gab diesem alle Unterlagen für dessen Rechtsanwalt, um die Ungültigkeitserklärung

der in Rußland geschlossenen Ehe zu erleichtern; sehr entschieden aber, fast brüsk lehnte er jede Entschädigung ab für den Dienst, den er der Familie erwiesen, so entschieden, daß Michahelles einsah, er würde ihn schwer kränken, wollte er irgendwie in ihn dringen, Geld von ihm anzunehmen.

Und er schätzte die Gesinnung Webners; fest schützelte er ihm die Hand.

„Wenn Sie je eines väterlichen Freundes bedürfen sollten“, sagte er herzlich, „wenn Sie einmal vor die Notwendigkeit versetzt würden, jemandes Hilfe, welcher Art sie auch sei, in Anspruch zu nehmen, so sollen Sie wissen, daß Sie sich stets auf mich verlassen können; ich werde immer für Sie da sein.“

Webner dankte ihm mit ein paar herzlichen Worten, verabschiedete sich von Frau Michahelles und den Kindern und stand dann einen Augenblick allein vor Ines, ihr das letzte Lebewohl zu sagen.

Sie reichte ihm die Hand, — sie fühlte, daß sie ihm nicht viel zu sagen vermöchte, daß in ihrer Kehle irgendwo Tränen saßen, die sie nur mit Mühe würde zurückhalten können, wenn sie mit ihm spräche . . .

Auch Webner war bewegt. Erst jetzt sah er, wie schwer es ihm fiel, von der Gefährtin dieser letzten Tage zu scheiden. Er streichelte ihr die Hand und sah ihr fest in die Augen.

„Behalte mich und unsere Reise in gutem Andenken, Ines!“

Sie nickte — keines von beiden dachte daran, das „Du“, das jetzt nicht mehr nötig war, das sie nur wegen der anderen Passagiere auf dem Schiffe angenommen hatten, wieder fallen zu lassen.

„Und ich danke dir auch für alles, was du für mich getan hast!“ sagte sie leise. „Und — und grüße deine Braut von mir.“

Alfred preßte die Lippen zusammen. Warum erinnerte sie ihn in diesem Augenblick an Marianne, die kleine blonde Marianne, die ihn so sehr liebte, und die gewiß schon sehnsüchtig auf ihn wartete? Er ließ ihre Hand los und gab sich einen Ruck; er verbeugte sich tief vor ihr.

„Ich danke dir! Sowie ich in B. bin, werde ich dir schreiben — und nun nochmals: Lebe wohl!“

Frau Michahelles trat wieder ins Zimmer und kürzte durch ihr Dazwischentommen den Abschied der beiden ab.

+

Bier Wochen später hatte Michahelles' Rechtsanwalt die Ungültigkeitserklärung der Ehe erreicht; Webner war nach wie vor frei. Die Ehe hatte nie bestanden, nicht einmal nach russischen Gesetzen — Ines hieß nach wie vor Fräulein Michahelles, und die so schwer geprüften Eltern hatten ihre langentbehrte Tochter wieder.

Nicht einmal dem russischen Beamten, der die kleine Fälschung vorgenommen hatte, um dem Paar die Ausreise zu ermöglichen, geschah irgend etwas; denn der Borgesezte, vor den die Angelegenheit kam, als die Ungültigkeit der Ehe von den deutschen Gerichten angestrebt wurde, bekam durch Stolanin von Michahelles gleichfalls ein volles Jahresgehalt, und so wurde die Sache unterdrückt, totgeschwiegen, aus der Welt geschafft.

Marianne Reichardt war ehrlich erfreut, als eines Tages Webner an der Tür ihrer Eltern klingelte.

Er streckte ihr die Hände entgegen, und sie fiel ihm buchstäblich um den Hals.

Sie war froh, daß er endlich da war; denn dieses Leben und die Arbeit im Hause waren ihr nun gründlich verhasst. Immer im Hauskleid herumlaufen, die Brüder bedienen und kaum auf die Straße kommen, außer Sonntags mit den Eltern, das war wirklich nichts für sie! Von Berkow hatte sie nie wieder etwas gehört, und neue Bekanntschaften wollte sie nicht machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Landstrasse.

Zwischen Wald und Wiesen grün ein flimmernd Band,
Scheint sie selber Wanderlust zu tragen.
Aus der Ferne fremder Ferne zugewandt,
Fühlt sie tief im Grund die Sehnsucht schlagen.

Bäume rauschen über ihr das ewige Lied.
Unrast murmeln Bäche ihr zur Seite.
Himmelhoch im Blau die Silberwolke zieht,
Und das Heer der Sterne gibt Geleite.

Aber Staub umhüllt den Schuh und Wanderschritt,
Nur die Ferne scheint im Glanz zu strahlen.
Immer geht von Glück ein scheues Ahnen mit,
Bis der Tag im Dämmer will verfahren.

Wenn die Nacht den Mantel breitet dunkler Ruh,
Mag der Wander-Unrast Friede winken.
Aller Straßen Sehnsucht führt der Heimat zu,
Deren helle Fenster traumfern blinken.

Heinrich Heis.

Kameradschaft.

Skizze von Hans B. Wagenfeld-München.

Während die Ronde die Lichter dämpfte, sah der Soldat mit schon halbgeschlossenen Augen ein letztes Mal abschiednehmend um sich. Und mit einem Male dünnte ihn die düstere, stille Kirche von Choigny, die zum Lazarett geworden — still, solange nicht einer der Verwundeten unterdrückt stöhnte —, seltsam schön und friedlich. Man konnte es fast nicht glauben, daß jenes ferne Dröhnen, unter dem manchmal ihre schlanken Säulen unmerklich erbebten, der Atem hungriger Kanonen war.

Jetzt, wie er mit mühsam seitwärts geneigtem Kopf auf die strohgebetteten Kameraden sah, die erschöpft schlummerten und die mit hochgezogenen Knien wach starrenden, überkam ihn eine Unsicherheit, als verübe er Treubruch, wenn er sie hier verließ. Schon morgen würde ihn der Zug heimwärts tragen. Gequält und fiebernd warf er sich auf die Seite. Dort drüben, zum Greifen nahe, nur durch den schmalen Gang getrennt, der wohl vor nicht allzu langer Zeit noch die schlichte Reihe der Gebetpulte durchschnitten hatte, lagen die anderen. Wie fremd sie waren! Aber wie er unmerklich hinüberglitt in den Schlaf, geschah es mit einem Lächeln auf den Lippen. Er hatte einen der Turkos erblickt, der wie ein Ballen in seine Decken zusammengerollt lag, ruhig, zufriedenen Gesichts wie ein geborgenes Kind.

Inmitten der Nacht schreckte er empor. „Wer da?“ fragte er soldatisch.

„Still!“ mahnte die Schwester flüsternd und bettete ihn in die Kissen zurück.

„Ach so, schon wieder einer!“ dachte er halbwach und sah schen den Trägern zu, die mit sicheren Schritten über die hallenden Zilien gingen und dann die Bahre niederlegten. Die Schwester schrieb die Personalien auf die Niesertafel, ganz deutlich hörte er das leise Kraken der Kreide, dann ward es still, Schritte verklungen. . . Er stützte sich auf den einen Arm, begann angestrengt zu lesen, fügte schwerfällig Buchstaben an Buchstaben: Sirtin de Croix-Luc . . . Dienstgrad: Leutnant.

Gleichzeitig versuchte der Neugekommene, sich mit einer wilden Anstrengung aufzurichten. Er blickte aus irren, abgewendeten Augen zu dem Soldaten hinüber und stieß mühsam in gebrochenem Deutsch hervor: „Lassen Sie mir meinen Degen, Kamerad!“ Dann, nach einer minutenlangen, schmerzlichen Pause, ganz leise und bittend noch einmal: „Ich bin ja unschädlich, aber lassen Sie mir meinen Degen!“

Und die paar Worten weckten etwas in dem Lauschenden, ähnlich der Begeisterung, die ihn durchströmt hatte, als die Fahnen seines Regiments zum ersten Mal entfaltet ihnen vorangeflogen waren.

Unförmlich langsam dämmerte der Tag herauf. Als die Morgenrönde kam, sah der Soldat bereits in voller Uniform mit geduldig gefalteten Händen auf dem Strohsack. Und wenig später stand er auf dem holprigen Pflaster der fremden kleinen Provinzstadt, um sich die Gewißheit zu holen, daß es heimwärts ging. . . Man wurde doch schneller müde, als man dachte. Er mußte sich zusammennehmen, um straff und aufrecht zu gehen wie einer, der nur aus Lässigkeit ein ganz klein wenig hinkt. „So“, überlegte er bedächtig, während er das gestempelte Papier faltete und in die Brusttasche schob, „jetzt noch das Zeug in den Tornister und dann Servus, Franzmänner!“

Als er wieder durch das Kirchenportal trat, nahm er ganz in Heimatgedanken die Mühe vom Kopf. „Pst!“ machten die Kameraden neben ihm. Zugleich fühlte er es gleichsam

körperlich, wie es unter der weitausholenden Kuppel seltsam still war.

Da erkannte er an dem weißen Schimmern des Mantels den Stabsarzt, der sich über das Lager des Leutnants de Croix-Luc beugte, und laut fragte: „Kann ich Ihnen noch irgend einen Wunsch erfüllen?“

Der fremde Offizier horchte auf. Aus weiter Ferne kamen seine Blicke. Man sah, daß er sich auf etwas besann. „Ich habe“, sagte er stotternd und mit jedem Wort leiser werdend, dem Tambour Pierre Raymond . . . vierzehntägigen Urlaub . . . versprochen . . . Haben Sie notiert . . . Colonel?“ Er lächelte, als sähe er Schönes, und plötzlich, noch einmal ganz laut, sagte er dankbar und befreit zu irgend etwas Unsichtbarem: „Merci, oh merci!“

Die ringsum standen hielten schen die Köpfe gesenkt, als fürchteten sie geblendet zu werden, wenn sie den Blick erhöhen. Ein paar Herzschläge lang war in dem dämmerigen Kirchenschiff nichts mehr zu hören als ihr verhaltenes Atmen.

Dann nahm der Arzt die Runde wieder auf. Jeder einzelne stand stramm wie zur Parade. Er sollte das leise Zittern in den Knien nicht sehen. Wenn er vorüber war, glitt ihr Blick wieder hinüber zu dem schlicht gebahrten Toten, ohne Neugier, aber mit dem gleichen Ausdruck, mit dem sie zu Hause barhäuptig vorbeigehen an einem Kreuzifix am Feldrain.

War er doch nicht mehr der Feind, sondern ein lieber Kamerad und ihrem Herzen nah, da er sterbend versucht hatte, dem Leben noch etwas Liebes abzukämpfen für den Waffenbruder.

Aus dem Leben eines deutschen Kraftmenschen.

Erzählt von Hermann Ulbrich-Hannibal.

In der Stadt Plathe in Pommern sollte der in der ganzen Umgebung wegen seiner Wildheit gefürchtete Häserrmannsche Schimmel beschlagen werden. Aber wie war das bei diesem widerspenstigen Tier zu bewerkstelligen?

Der Besitzer suchte die Achseln, der Schmied rannte hin und her, versuchte es auf diese und jene Weise, ohne dabei überhaupt dem Pferd ein Hufeisen anpassen zu können. Schließlich schimpfte er, wie er es immer tat, wenn etwas nicht klappte, auf seinen Lehrling Bagel. Und schon wollte der Meister dem Besitzer sagen, daß er den Schimmel nicht beschlagen könne, da trat sein Lehrling vor: „Meister, ich halte den Schimmel.“

Der Meister wollte lachen. Aber da bückte sich der Junge zwischen die Vorderbeine des Schimmels, stemmte sich mit seiner Schulter unter den Leib des Pferdes und hob das Tier vorne solange hoch, bis der Meister in aller Ruhe die beiden Hufe hinten beschlagen hatte. —

In dem zwei Stunden Fußwegs von Plathe entfernten Dorfe Ruker war ein Fleischer beim Hammelkauf mit einem Bauern wegen des Gewichtes eines Hammels in Streit geraten. „Der Hammel wiegt nicht so viel“, sagte der Fleischer.

„Der Hammel wiegt doch so viel“, sagte der Bauer. Da kam der Schmiedelehrling Bagel des Weges, hörte die beiden Männer streiten und trat zu ihnen. Er erkundigte sich, wieviel der Hammel wiegen sollte, trat dann etwas zurück, blickte das Tier gewichtschätzend an und sagte: „Nein, der Hammel wiegt nicht so viel.“

„Und wenn ich Ihnen sage, daß der Hammel doch so viel wiegt“, sagte der Bauer, „dann wiegt er soviel. Was meinen Sie denn überhaupt, wieviel ein Hammel wiegt? Wenn Sie den Hammel bis nach Plathe tragen, können Sie ihn behalten.“

Das ließ sich der Schmiedelehrling Bagel nicht zweimal sagen. Er ergriff den Hammel am Schwanz und nahm das Tier auf die Schulter.

Lächelnd sah der Bauer zu. Er wußte ja, daß ein Mensch nicht zwei Stunden lang einen Hammel tragen kann. Einige Gehöfte entlang wird er ja kommen, so dachte er sich. Aber der Schmiedelehrling Bagel strebte dem Ausgang des Dorfes zu und dachte noch nicht daran, den Hammel abzulegen.

„Den Hammel haben Sie verloren“, sagte der Fleischer zum Bauern und ging mit ihm an den Ausgang des Dorfes, um zu sehen, wie Bagel mit dem Hammel abtrötete und ihn auch ohne abzulegen bis nach Plathe brachte. —

Aus dem jungen Schmiedelehrling Bagel war ein Zirkusmann geworden. In Australien hatte er sich zum „Harten Mann“ ausbilden lassen.

Nun kam er mit seinem Zirkus nach Venedig. Was kann mehr Zulauf bringen, sagte sich Bagel, als wenn man ganz außergewöhnliche Arten der Werbung anwendet?

Er ging in die Menagerie, nahm seinen grimmigsten Löwen an die Kette und führte ihn so durch die Straßen

Benedigs. So gern sich auch der Löwe bei dieser Gelegenheit die Freiheit erkaufte hätte, die eisernen Arme Pagels hielten ihn in Bann.

Aber am stärksten sollte der Zirkusdirektor Pagel seine Kraft in Sildastrila zeigen. Dort hatte er in einer Stadt sein Zelt zu einem Gastspiel aufgeschlagen und wartete auf den Beginn der Vorstellung, um als eine der Hauptnummern des Abends seine Tigerdressuren vorzuführen.

Die Clowns hatten bereits ihre Späße getrieben, die Akrobaten ihre Kunststücke gezeigt und die Reiter ihre Gewandtheit erprobt. Da wurde die Arena in einen Raubtierkäfig verwandelt, damit der Zirkusdirektor Pagel seine Tigerdressuren vorführen konnte.

Aber ein vor ihm auf einem niederen Postament sitzender Tiger hatte an diesem Tage keine Lust, den Befehlen des Bändigers Folge zu leisten, und knurrte unwillig.

Direktor Pagel sah sich dadurch veranlaßt, der Großtahe mehrere Male mit der Faust zu drohen. Der Tiger knurrte wieder. Und als ihm nun Direktor Pagel von neuem mit der Faust drohte, hieb das Raubtier sein scharfes Gebiß in die Hand seines Dresseurs und hielt sie mit seinen Zähnen fest. Aber Pagel ließ sich weder durch den Grimm des Tigers noch durch das Geschrei der Zuschauer einschüchtern. Mit seiner tiefen Bassstimme sagte er in großer Gelassenheit: „Come on, boy — Komm her, mein Junge!“

Dann zog er den Tiger an der durchbissenen Hand von dem Postament herunter und lotzte ihn an eine Stelle, wo ein Knüttel lag. Während der Tiger immer noch an der Hand festhielt, biß er sich der Kraftmensch, ergriff den Knüttel und holte zum Schlage aus.

Die Zuschauer schrien auf. Sie erwarteten, daß sich der gereizte Tiger nun auf den Dresseur stürzen und ihn zerreißen würde. Aber Pagel hieb mit solcher Wucht auf den Schädel des Tieres, daß die Hirnhäute trachte und das Raubtier leblos in den Sand stürzte.

Daraufhin führte der Dresseur seine Programmnummer zu Ende. Erst dann ließ er sich die Hand verbinden, die der Biß des Tigers für immer verkrüppelt hatte.

Diridari.

„Verzeihung, ist hier noch ein Platz frei?“ fragte der Fremde höflich.

„Dös sehns doch selber. Is ja la Mensch weiter da“, lautete die nicht gerade freundliche Antwort. Halt a Preis, dachte Huber und rümpfte die Nase. Der andere setzte sich.

„Komisch. Ihr Bayern nennt das Keller. Bei uns in Berlin sagt man zu sowas einfach Biergarten. Is doch gar kein Keller.“

„Freili. Aber is dös vielleicht a Garten?“ brummte Huber. „Zwegen de paar Bäum?“

„Allerdings... immerhin... jewiz...“ Es trat eine Pause ein. Kein Mensch ließ sich bliden. Kein dienstbarer Geist.

„Nette Wirtschaft“, nörgelte der Berliner. „Keene Bedienung.“ Er klopfte mit dem Spazierstock auf den Tisch. „Frollein“, rief er laut. Huber gab es einen Stich. Der Fremde wagte es... Bittert kam die Kellnerin. „Könna hies net derwarten?“ fragte sie spitz. „Was wollens denn? A Maß? Sell oder dunkel?“

„Ach so. Na sagen wir mal: en helles.“ Huber verzog verächtlich sein breites Gesicht. Halt a Preis... —

„Donnerwetter, Donnerwetter“, sagte der Berliner, nachdem er den ersten Schluck getan hatte.

„Sell, da schauens? Sowas gibts net bei Eahna da droben in Berlin.“

„Na das will ich ja nun gerade nicht behaupten. Wir haben ooch sehr jutes Bier in Berlin. Aber immerhin...“ Er tat wieder einen tiefen Zug. Dann leckte er sich den Schaum von seinen Lippen und rief: „Frollein, bringen Sie mir noch jon Topp — und die Speiselarte.“ Hubers finstere Züge verklärten sich. Herrschaft noch a mal, hatte der einen Zug. A sympathischer Bursch, a sympathischer. Respekt. Jetzt studierte der Berliner die Speiselarte: „Gratbraten, Schloßbraten, Brustbraten.“ Er schüttelte den Kopf. Und was war das: Gselchts mit Kraut. „Ach Verzeihung, Herr Nachbar. Könnten Sie mir nicht sagen: Gselchts mit Kraut?“

„Ja freili“, entrüstete sich Huber. „Jetzt kennt der a Gselchts net. A Gselchts is halt a Gselchts. Und a Kraut is a Kraut.“ Er sah die verständnislose Miene des anderen. „Halt a Geräuherst mit Sauerkraut...“ Dem Fremden ging eine Laterne auf.

„Ach so“, lachte er. „Schweinernes mit Sauerkraut. Ja

Mensch, warum sagen Se denn das nich gleich?“ Er bestellte sich eine Portion.

„Und mir bringens a Gselchts“, sagte Huber der Kellnerin nach. Leider aber gab es nur noch eine Portion. Huber war enttäuscht. Der Berliner bemerkte es. Höflich stellte er Huber seine Portion zur Verfügung. Huber wehrte ab.

„Aber machen Se doch keene Sachen, Herr Nachbar. Sie waren so liebenswürdig — Sie jestatten doch, na affo. Und mir bringen Se ee Beefsteak, Frollein. Aber durch und durch, Verstandez vous? Und mit viel Zwiebeln. Und dann noch jon Topp. Aber nu mal dunkles zur Abwechslung. Was?“ Er sah Huber fragend an.

„So is recht“, meinte dieser. „Wissens, dös helle is nur gschlamperts Zeug, a gschlamperts. Früher hats dös überhaupt net geben. Is halt a jo a neumodische Sach. Und Wissens, das taugt alls nig. — Ja mei, die alten Zeiten.“ Er seufzte auf.

„Kommen nich wieder“, wertter Herr. Und darum muß man sich mit den gegebenen Verhältnissen abfinden... — Na das soll uns aber alles nicht abhalten, vertrauensvoll in die Zukunft und so weiter — nicht wahr? „Prost.“ Tatsächlich. Das dunkle war nicht übel. Zwar etwas süßer. Aber da lag Kraft und Saft drin. Und darum trank er noch jon Topp — Schmunzelnd sah ihm der andere zu. „So, det wäre nu jeschafft“, meinte er dann. „Und nu heest et berappen.“

„Wie moanas?“ „Na berappen... Zaster raus holen.“

„Zasta?“

„Na ja. Verstehen Se denn kein Deutsch, Menschenskind. Pinte, Pinte.“

„Wie hoast dös?“ „Na zum Donnerwetter nochmal. Pinte, Pinte. Zahlen... zahlen... zahlen...“

„Ja Herrschaft.“ Huber schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es trachte. „Sagt der Pinte, und moant an Diridari. Das i net lach.“ Und Huber lachte und lachte und konnte sich gar nicht beruhigen.

„Ruhet, Ruhet“, tönte es jetzt von den Nebentischen. „Akturat der Herr Huber muß an solchen Spektatel machen.“

„Dös muach ia“, gab Huber zurück. „Sagt der Preis da: Pinte, Pinte.“

„Halt's Müu damischer Kerl, damischer...“

„Und moant an Diridari.“

„Wie?“ fragte der Berliner verwundert. „Diri...“

„Dari“, ergänzte Huber.

„So Dari“, meinte der andere. Dann zahlte er. „Sie jestatten doch, Herr Nachbar, die Kleinigkeit“, und er zahlte Huberts Zech mit.

„A sympathischer Bursch, a sympathischer“, dachte Huber auf dem Nachhauseweg. Aber Pinte, Pinte... jaudumm“, flüsterte er immer wieder vor sich hin.

„En Spießer, aber ee ganz annehmbarer Kerl“, meinte der andere für sich. „Wenn diese Leute nur nich jone Ausdrücke hätten. Diridari — einfach köstlich — direkt zum Piepen.“

Welt u. Wissen

* 120 Jahre später ins Heldengrab gebettet. Südlich der Reichshauptstadt liegt das Dorf Blankensfelde, unweit vom Schlachtfeld von Großbeeren entfernt, wo am 23. August 1813 drei französische Armeekorps, die noch einmal Berlin einnehmen wollten, von der preussischen Landwehr zurückschlagen wurden. Bei einem blutigen Vorpostengefecht in den Wäldern von Blankensfelde hatten 29 Preußen den Heldentod gefunden. Kürzlich stießen Arbeiter während ihrer Tätigkeit im Wald auf ein Skelett, das bis auf die Oberschenkelknochen noch sehr gut erhalten war; dabei fanden sich Uniformreste, während in der Nähe der Schulterknochen die Kugel, die den Soldaten getroffen hatte, entdeckt wurde. Während er zu Boden sank, hatte er den einen Arm nach hinten geworfen, um festzustellen, wo das Geschoß in ihn gedrungen war; in dieser Körperhaltung ist der Tote jetzt, nach 120 Jahren, aufgefunden worden. Es war ein rotblonder Mann, wie das erhaltene Haar beweist. Der unbekannte Soldat von Großbeeren wurde jetzt in einen Sarg gelegt und soll auf dem Dorffriedhof von Blankensfelde ein Ehrengrab erhalten. Ein schlichtes Holzkreuz wird in Zukunft das neueste und zugleich älteste Grab auf dem Blankensfelder Friedhof schmücken, zu dem mancher seinen Schritt lenken wird, wenn im August dieses Jahres der 120. Jahrestag der Schlacht von Großbeeren gefeiert werden wird.